

Hunderttausende

Rohingya will Myanmar wieder aufnehmen. Ob damit auch alle 620.000 Rohingya zurückkehren werden, die geflohen sind, lässt sich derzeit noch nicht absehen.



„Tatsächlich kann der mühevoll Prozess des Friedensaufbaus und der nationalen Versöhnung nur durch den Einsatz für die Gerechtigkeit und die Achtung der Menschenrechte vorwärtskommen.“

Papst Franziskus hat bei seinem Besuch in Myanmar die Führung des südostasiatischen Landes zur Achtung der Menschenrechte ermahnt

STICHWORT

Die Rohingya



RANGUN. Die Rohingya sind eine nicht anerkannte muslimische Minderheit im buddhistischen Myanmar in Südostasien. Ihre Zahl wird auf rund eine Million geschätzt. Die britischen Kolonialherren brachten ihre Vorfahren teils vor mehr als 150 Jahren aus dem heutigen Bangladesch in die Rakhine- oder Rakhaing-Region am Golf von Bengalen. Die Behörden Myanmars verweigern ihnen die Staatsbürgerschaft. Seit der Öffnung des Landes nach dem Ende der Militärdiktatur 2011 schüren vor allem buddhistische Mönche den Hass auf die Bevölkerungsgruppe. Bei schweren Unruhen 2012 kamen mehr als 70 Menschen um, 140.000 Rohingya wurden aus ihren Häusern vertrieben und von den Behörden in überfüllte Lager gepfercht. Sie leben dort bis heute hinter Stacheldraht. Zehntausende Rohingya fliehen per Boot. Viele geraten in die Hände thailändischer Schlepper und müssen in sklavenähnlichen Verhältnissen auf Fischerbooten schuften. Andere erreichen Thailand oder Malaysia und werden als illegale Migranten dort ausgenutzt.

Der Papst und das verbotene Wort

KIRCHE: Papst Franziskus vermeidet im Konflikt um die verfolgten Rohingya, Öl ins Feuer zu gießen – und erntet dafür Kritik

VON ANNETTE REUTHER UND CHRISTOPH SATOR

NAYPYIDAW/RANGUN (dpa). Es ist ein mächtiger, geradezu unmenschlicher Bau, in dem Papst Franziskus seine erste Rede in Myanmar hält. Als er neben Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi in das Kongresszentrum einzieht, begleitet von tanzenden Menschen mit Pfauenfedern auf dem Kopf, ist das eine geradezu bizarre Szene.

Das Convention-Zentrum in der noch recht jungen Hauptstadt Naypyidaw steht für die jahrzehntelange Militärherrschaft in einem Land, das nun wegen der Verfolgung der muslimischen Rohingya-Minderheit in den Schlagzeilen steht.

Hier in dieser künstlichen Welt fordert Franziskus nun die Achtung der Menschenrechte ein. Suu Kyi, mittlerweile faktische Regierungschefin und international arg umstritten, hört genauso zu wie zahlreiche Militärs und Diplomaten im Raum. Der Papst wählt seine Worte mit Bedacht. Es sei wichtig, die „Achtung der Rechte aller zu garantieren, die dieses Land als ihr Zuhause ansehen“. „Die Zukunft Myanmars muss der Friede sein – ein Friede, der sich auf die Achtung der Würde und der Rechte eines jeden Mitglieds der Gesellschaft gründet, auf die Achtung jeder ethnischen Gruppe und ihrer Identität.“ Deutlich wird er nicht.



Franziskus verlangt von Regierungschefin Aung San Suu Kyi die Einhaltung der Menschenrechte. Auf die verfolgte Rohingya-Minderheit geht er aber nicht ein.

Den Konflikt, der in den letzten 3 Monaten alleine mehr als 620.000 Muslime in die Flucht getrieben hat, spricht er somit nur verkläuselt an. Menschenrechtler sind enttäuscht. Zur ersten Myanmar-Reise eines Papstes überhaupt war der Argentinier mit Vorwarnung in das südostasiatische Land gekommen: Die kleine katholische Kirche vor Ort – gerade einmal etwa 650.000 Gläubige – empfahl ihm öffentlich, das Wort Rohingya bitteschön gar nicht erst zu benutzen. Denn dadurch, so die

Befürchtungen, könnte die Gewalt an der Grenze zum Nachbarland Bangladesch weiter eskalieren. Von den 54 Millionen Menschen in Myanmar halten die meisten die Rohingya für muslimische Eindringlinge aus Bangladesch und nicht für eine eigene Ethnie. Der Asien-Experte der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch, Phil Robertson, vermutet, dass der Papst das Wort vermeidet, weil er befürchtet, dass ansonsten auch Katholiken Gewalt ausgesetzt seien. Er meint aber: „Man kann

nicht um die Diskriminierung und den Rassismus gegen die Rohingya herumreden.“ Der Papst ist kein Politiker. Er ist religiöser Anführer, Kirchenoberhaupt und für viele auch moralische Instanz. In der Natur seines Amtes liegt es, sich für Menschenrechte und gegen jede Art von Verfolgung starkzumachen – egal ob es gegen Christen geht oder gegen Muslime oder Buddhisten. Im August hatte er sich noch explizit gegen die Verfolgung „unserer Rohingya-Brüder und -Schwestern“ ausgesprochen. Allerdings war das im Vatikan

und nicht in Myanmar – ein entscheidender Unterschied. Seine Wirkungsmöglichkeit in einem buddhistischen Land ist stark beschränkt. Als Oberhaupt der katholischen Kirche ist er in der Region mit ihren anderen Religionen nur eine Randfigur. Immerhin kann er aber die internationale Aufmerksamkeit erneut auf das Leid der Rohingya lenken.

Nicht nur die Vereinten Nationen sprechen von „ethnischer Säuberung“ in Myanmar. Auch die US-Regierung benutzt den Begriff. „Das Mindeste, das der Papst tun könnte, ist, die Rohingya beim Namen zu nennen“, meint Matthew Smith von der Menschenrechtsorganisation Fortify Rights.

Der Papst-Besuch bei Suu Kyi kann auch als Unterstützung für die „Lady“ gewertet werden. Schließlich hatte die 72-Jährige den Pontifex im Mai in Rom besucht. Erst damals wurden auch diplomatische Beziehungen zwischen dem Vatikan und Myanmar aufgenommen. Suu Kyi hat Interesse daran, sich an der Seite des Pontifex zu zeigen und ihren ramponierten Ruf etwas aufzupolieren. Die Kritik an ihr wird dadurch aber sicher nicht leiser.

Von der moralischen Autorität, die sie sich mit ihrem jahrzehntelangen friedlichen Kampf gegen die Militärdiktatur erworben hatte, ist heute nicht mehr viel übrig.

Mehr Bilder auf www.dolomiten.it

MINDERHEITEN IN EUROPA

Durch das „Fenster“ blickt man hinein und hinaus

DONAUSCHWABEN: Ein Gespräch mit Stevan A. Söder, dem Gründer eines Heimatmuseums und einer Zeitschrift in Karlowitz (Serbien)

SYRMISCH KARLOWITZ/KARLOVA/SREMSKI KARLOVCI (sch). „Ich brauche viel das Wörterbuch beim Schreiben“, sagt Stevan A. Söder. Er ist Herausgeber der in Karlowitz erscheinenden Monatszeitschrift „Fenster“. Alle Beiträge sind in deutscher und in serbischer Sprache. Söders Problem ist: Es gibt nicht mehr viele Deutschstämmige in seiner Heimat, und von den wenigen versteht kaum mehr jemand Deutsch.



„Heute ist es o. k., Deutscher zu sein. Aber morgen? Wir wissen nicht, was kommt. Keiner weiß es. Daher die Angst, sich als Deutscher zu erkennen zu geben.“

Stevan A. Söder

Söder ist 77 Jahre alt, sehr aktiv und anerkannt in zivilgesellschaftlichen Organisationen in Karlowitz. Er ist auch Gründer einer Stiftung für die Bewahrung des heimatischen Erbes der Donauschwaben. Sie führt ein Museum, in dem der frühere Alltag in einem donauschwäbischen Haus gezeigt wird: Heimathaus heißt das Museum.

Das Amt zählt 71 Deutsche, doch es sollen 350 sein

10 bis 15 Leute arbeiten mit in diesem Heimathaus. Alle sind Freiwillige, und alle sind ältere Leute. „Keiner spricht Deutsch, aber alle fühlen sich deutsch“, sagt Söder. Das gilt für alle Deutschstämmigen in der 9000-Einwohner-Stadt Karlowitz. Laut amtlicher Statistik sind es 71, doch Söder geht nach Namens- und Familienforschungen davon aus, dass rund 350 Karlowitzer deutsche Wurzeln haben.

Im kommunistischen Jugoslawien waren sie starkem Druck

ausgesetzt, gaben sich deshalb als Jugoslawen aus (siehe Infografik). „Nun wissen unsere Leute nicht, wo sie stehen“, sagt Söder.

Braucht es Mut, sich in Serbien als Deutscher zu bekennen? „Unsere Leute haben sehr starke Angst, wollen sich nicht festlegen. Heute ist es ok, Deutscher zu sein. Aber morgen? Wir wissen nicht, was kommt. Keiner weiß es. Daher die Angst.“

Söder gibt seit 2003 eine Monatszeitschrift heraus: „Fenster“ heißt sie, erscheint in einer Auflage von 300 Stück, und jeder Artikel erscheint in deutscher und in serbischer Sprache. Die Zeitschrift soll den Blick hinaus auf die übrige Welt ermöglichen, aber auch den Blick der Welt auf die Donauschwaben.

Völkervielfalt in der Vojvodina



EINWOHNER
1,9 Millionen

NATIONALITÄTEN
66,8 % Serben, 16,9 % Ungarn, 3,2 % Slowaken, 3,7 % Kroaten, 1,9 % Rumänen, 2,2 % Montenegriner, 8,7 % Jugoslawen.
Weitere 12 % sind Angehörige von 11 kleineren Minderheitengruppen.

AMTSSPRACHEN
6

GESCHICHTE

Der Name der Region kommt von Vojvode (Heerführer). Sie gehörte bis 1918 zu Österreich-Ungarn. Deutsche Siedler wurden im 18. und 19. Jahrhundert nach den Türkenkriegen in die entvölkerten Landstriche gerufen. Sie sind heute bekannt unter dem Namen Donauschwaben. 1930 gab es 500.000 Deutsche

in ganz Jugoslawien. In den letzten Kriegsmonaten wurden viele evakuiert oder flohen. Beim Kriegsende waren noch 200.000 Deutsche in ihrer Heimat. 10.000 wurden ermordet als Rache für die Gräueltaten des deutschen und italienischen Militärs bei der Bekämpfung der Partisanen. 11.000 wurden zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt.

Die Verbliebenen wurden bis 1948 in Lagern interniert, 50.000 kamen dort ums Leben. Der Besitz der Überlebenden wurde beschlagnahmt, ihre Bürgerrechte entzogen, sie wurden politisch verfolgt. Der Staat förderte ihre Flucht. Laut amtlicher Statistik gibt es heute in Serbien noch 4000 Deutsche.

Dolomiten - Infografik: M. Lemanski

Der Untertitel ist Programm: „Vertrauen, Versöhnung, Ehrlichkeit“ lautet er. Auch hier sind ausschließlich Freiwillige am Werk, bezahlt wird nur für den Druck. Die finanziellen Mittel kommen aus Beiträgen der Regierung der Autonomen Provinz Vojvodina, aus Spenden der Leser, und die

deutsche Botschaft in Belgrad unterstützt den Druck mit 500 Euro im Jahr.

Großvater Deutscher, die Großmutter Serbin

Neben Chefredakteur Söder arbeiten noch 6 Autoren mit. Alle

leben in Deutschland oder Österreich, haben aber donauschwäbische Wurzeln. Das bedeutet in der Regel einen multikulturellen Hintergrund: Söders Vater war Donauschwabe, die Mutter halb Kroatian, halb Deutsche, sein Großvater war Donauschwabe, seine Großmutter Serbin. Aber:



Das Titelblatt der Zeitschrift „Fenster“.

„In unserem Haus haben bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs alle Deutsch gesprochen.“ Hochdeutsch allerdings, nicht die Mundart: „Vielleicht wegen der Schule, ich weiß den Grund nicht“, sagt Söder.

Er ist in beiden Sprachen zu Hause, schreibt unter seinem amtlichen Namen Stjepan A. Söder Bücher in serbischer Sprache über Heimat und Landsleute. Im Deutschen ist er weniger sattelfest. Kein Wunder, hat er die Sprache doch nie in der Schule vertiefen können, hatte kaum Gelegenheit, es zu sprechen, und länger als für kurze Besuche konnte er sich nie in Deutschland und Österreich aufhalten.

Daher liegt auf seinem Schreibtisch das Wörterbuch immer in Griffweite.